

Aufsteiger fördern und Elende stützen

Versuch über die Perspektiven der Entwicklungspolitik nach der Globalisierung

Was bleibt? Was ist wichtig? Was fällt auf, wenn man die Geschichte der Schweizer Entwicklungspolitik und die Geschichte der Novartis Stiftung für Nachhaltige Entwicklung neben einander betrachtet? Zunächst überraschen die Parallelen: Beide Entwicklungen verliefen im Mainstream des Theorie-Diskurses. Sowohl Hilfswerke und Regierung als auch die Industrie waren zu Beginn überzeugt, dass die Dritte Welt die Industrieländer über kurz oder lang einholen würde. Je mehr Ressourcen man ihr dafür zur Verfügung stellte, desto schneller würde sie sich anpassen. Der heisser werdende Kalte Krieg änderte zunächst nichts am allgemeinen Glauben an die Modernisierungstheorie, aber er begann, die Helfer in Rechte und Linke zu spalten. Diese sahen ihr Engagement zunehmend als Widerstand gegen ungerechte koloniale und postkolonial-kapitalistische Wirtschafts- und Politik-Strukturen, jene zogen sich auf paternalistische Positionen zurück, die zehn, hundert, tausend, zehntausend Lehrwerkstätten schaffen wollten, um die Armen am Schweizer Wesen genesen zu lassen. Das ist, zugegeben, etwas polemisch ausgedrückt, wenn auch ziemlich nah an der Realität.

Mit all dem hatte die Ciba-Geigy Stiftung nichts zu tun. Ihre Quellen lagen nicht im Manichäer-Land, wo sich Gut und Böse auf die Nerven gehen, sondern in der Domäne der Wissenschaft, des Forschen- und Veränderenwollens und ein wenig auch in der selbstverständlichen, aber immer kühl-rationalen Hilfsbereitschaft Rudolf Geigys. Gewiss, paternalistisch war auch dieser Ansatz. Die Menschen in Tanzania nahm Geigy als grosse Kinder wahr, als

Im Sommer 2004 erhielt ich von der [Novartis Stiftung für Nachhaltige Entwicklung](#), die in diesem Jahr ihr 25-jähriges Bestehen feierte, aufgrund von Vorarbeiten des Publizisten [Al Imfeld](#) eine Festschrift zu verfassen. Dass ich die Aufgabe in wenigen Monaten bewältigen konnte, war meinem umfassenden Archiv aus SPIEGEL-Tagen und dem Umstand zu verdanken, dass mir Stiftungspräsident Klaus Leisinger freie Hand liess. Das Buch «Mehr geben, weniger nehmen», das Anfang Dezember 2004 im Zürcher Orell Füssli-Verlag erschien, wurde so nicht bloss zu einer Jubiläums-Publikation, sondern auch zu einer Geschichte der Schweizer Entwicklungspolitik seit ihren Anfängen nach dem Zweiten Weltkrieg. Das Schlusskapitel des Buches ist ein Versuch, die Perspektiven der Entwicklungspolitik in den Zeiten der Globalisierung zu skizzieren. Einzelne hier geäusserte Gedanken tauchen in «Mais nach Mass» wieder auf.

leider unaufgeklärte Eingeborene. Er ging mit ihnen um wie mit Bergbauern aus dem Schächental oder mit sizilianischen Fischverkäuferinnen: respektvoll interessiert, aber distanziert. Die Absicht, sie zu kleinen Ingenieuren auszubilden, die Schweizer Drehbänke handhaben konnten, wäre ihm wohl nie in den Sinn gekommen. Aber er sah, wie die Kleinbauern im Kilombero-Tal unter schweren Krankheiten litten, und fand es dringend nötig, die Ursachen zu erforschen und die Gesundheitsdienste zu verbessern. So kam in Ifakara die einzigartige Verbindung der Forschungsstation des Schweizerischen Tropeninstituts mit dem Spital und der Krankenpfleger-Schule zustande, die bis heute unter (fast) allen Umständen auf die Unterstützung der Novartis Stiftung zählen kann.

Denn forschend Veränderungen herbei führen wollten immer auch Geigys Nachfolger in der Ciba-Geigy Stiftung und später in der Novartis Stiftung. Es ist sicher

kein Zufall, dass die Stiftung erst richtig in Fahrt kam, als der Kalte Krieg auch in den Köpfen der Unternehmensleiter zu Ende gegangen war. Unübersehbar hatte vorher die ständige Abwehr gefährlicher linker Ansichten hemmend auf Kreativität und Motivation der Stiftungsgremien gewirkt.

Nicht in ihrer Motivation oder Kreativität, sondern in ihrer Wirksamkeit behindert wurden in den Zeiten der Ost–West-Konfrontation die kirchlichen Hilfswerke. Besonders üble Auswirkungen hatten die zermürbenden jahrelangen Kampagnen von Kommunistenfressern und Rechtgläubigen, zum Beispiel der Aktion Kirche wohin?. Die Abwehr der hanebücheneren Verdächtigungen band beträchtliche personelle und finanzielle Ressourcen. Um die Spender bei der Stange zu halten, sahen sich die Verantwortlichen immer wieder zu seltsamen rhetorischen Kapriolen gezwungen. Die Erklärung von Bern (EvB) war in einer weit komfortableren Lage. Sie war von Anfang an klar profiliert – auch bei den politischen Gegnern. Weil sie sich ganz auf die Informationsarbeit verlegte, musste sie sich nicht davor fürchten, wegen ihres hartnäckigen Festhaltens an politischen Positionen könnten Hilfe-Empfänger zu Schaden kommen. Indem sie hierzulande die progressiven Trends des entwicklungspolitischen Diskurses bekannt machte und propagierte, erwarb sich die EvB grosse Verdienste um die Schweizer Entwicklungspolitik. Leider blieb dabei lange Zeit die kritische Reflexion der eigenen Positionen auf der Strecke. Ihr Selbstbild als Avantgarde und als Sprecherin der Unterdrückten, blendete aus, dass sie in dieser Rolle genau jene paternalistischen Muster reproduzierte, die sie so gern – und zu Recht – kritisierte.

Als der Kalte Krieg zu Ende ging, profitierte eigentlich nur die lange im Wachkoma dämmernde Ciba-Geigy Stiftung. Die Hilfswerke mussten mit dem unüberseh-

baren Desinteresse ihrer Spender zurecht kommen und ihre Standorte in der ungewohnten politischen Unübersichtlichkeit neu bestimmen. Zum Glück gab es den Bund, der zusätzliche Mittel bereit stellte und zuverlässig für Aufträge besorgt war. Auch die EvB musste ihr Terrain vermesen und ihre Feindbilder neu justieren. Sie fand sie bald in der Globalisierung und in der Gentechnik. Ob diese Fixierung auf ein paar

Schlagworte auch langfristig Wirkung zeigt, ist allerdings fraglich. Als im März 2003 35 Jahre EvB gefeiert wurden, machte ihr langjähriger Animator und Vordenker Rudolf H. Strahm klar, dass die «Zivilisierung des Kapitalismus» kein Hau-ruck-Geschäft darstellt: «Wir sind auf einem jahrzehntelangen, beschwerlichen Weg, den globalen Kapitalismus mit sozialen und ökologischen Leitplanken zu zivilisieren», mahnte Strahm. «So wie es Jahrzehnte, ja ein Jahrhundert gedauert hat, in einem Lande den Manchester-Kapitalismus zu einer sozialen und ökologischen Marktwirtschaft zu zügeln, so wird es Jahrzehnte dauern, bis die globale Wirtschaft mit sozialen, ökologischen und ethischen Regeln versehen ist.»¹ Aus seiner langen politischen Erfahrung wusste Strahm, dass nur Jene weit kommen, die mit kleinen Fort-Schritten vorlieb nehmen und dafür überall Verbündete suchen.

Einer dieser kleinen Fortschritte ist aus einer Idee der EvB hervorgegangen und zur heute bedeutendsten Errungenschaft der Entwicklungspolitik geworden: die Fair-Trade-Bewegung. Keine andere Idee aus der langen Geschichte der Dritte-Welt-Hilfe ist derart populär und für das grosse Publikum selbst-verständlich geworden wie das Angebot sozial- und umweltverträglich produzierter und fair gehandelter Waren aus den Entwicklungsländern. Aber selbst diese Erfolgsgeschichte hat eine Schattenseite: Nicht wenige Leute glau-

¹ Referat zum Jubiläum 35 Jahre EvB, Bern, 10.3. 2003

ben, dass sie mit dem Kauf von Max Havelaar-Produkten ihr Soll an Südländer-Solidarität erfüllten, und weiteres Engagement eigentlich nicht nötig sei.

Von den Zwängen des Kalten Krieges befreit, begann die Ciba-Geigy Stiftung ihre Möglichkeiten zu testen. Auf allen ihren Aktionsfeldern experimentierte sie mit neuen Ideen. Anders als die Hilfswerke konnte sie es sich leisten, offen und öffentlich über ihre Fehler zu reden. Trotzdem ist Klaus Leisinger, der dies alles erfunden und durchgesetzt hat, kein unumstrittener Mann. Seine Arbeitskraft macht offenbar Angst, seine schnelle Intelligenz, sein Durchsetzungswille wecken manchenorts Misstrauen. Und Viele, die sich in der Hilfswerke-Szene engagieren, argwöhnen, der umgängliche Professor sei ein raffiniert getarnter Propagandist der Multinationalen. Auch im eigenen Haus blies ihm der Wind lange ins Gesicht – aus der entgegengesetzten politischen Richtung. Auch dort fand man es merkwürdig, dass einer im Alleingang weltweit ein Netzwerk von Kontakten spannen konnte und überall als Fachmann unbestritten und wohl gelitten ist. Menschen, die mit Klaus Leisinger seit Jahren professionell zusammenarbeiten, verstehen dieses Misstrauen nicht. Deza-Direktor Walter Fust lobte seinen Mut, Neues auszuprobieren, was weder die Deza noch private Hilfswerke in ähnlicher Weise hätten tun können. Die Stiftung wirke unter seiner Führung als Wegbereiterin und Animatorin auf dem gesamten Terrain der Entwicklungszusammenarbeit.²

Der frühere Weltbank-Direktor Monty Yudelman bestätigt die internationale Ausstrahlung von Leisingers Arbeit. «Klaus und die Stiftung», wünscht sich der Grand Old Man der Entwicklungsökonomie, «würden den Nobelpreis verdienen.»³

Bis 1989 war die Stiftung beinahe eine Leisinger-Oneman-Show – unterstützt durch die Projektarbeit von Felix Nicolier und Penny Grewal. Und seit jenem Jahr ist sie weitgehend das Tandem Leisinger – Schmitt, auch wenn dies in der Öffentlichkeit nicht immer so wahrgenommen wird. Karin Schmitt ist mehr als nur die rechte Hand und kreative Hirnhälfte der Stiftung. Sie war es, die für publizistische Präsenz in der interessierten Öffentlichkeit sorgte; sie ist die Mitautorin mehrerer Bücher und «inhaltlich kritische Lektorin» aller Schriften, die Klaus Leisinger in den letzten 15 Jahren verfasste. Karin Schmitt, sagt er, «ist auch die strategische Kraft, die voraus schaut und dafür sorgt, dass wir bei sich verändernden Rahmenbedingungen auf nachhaltigem Erfolgskurs bleiben».

Dieser Kurs, den die Stiftung im Management ihrer Projekte in den letzten Jahren eingeschlagen hat, zeigt das kontinuierliche Streben nach immer höherer Qualität. «In einigen Jahren soll sich die Novartis Stiftung mit einem ISO-Zertifikat schmücken können», hofft Leisinger. Grösse ist kein Ziel. Gleichwohl scheint der Einwand plausibel, dass ein Weltkonzern, der 2003 rund fünf Milliarden Franken verdiente, mehr als zehn Millionen pro Jahr für die Ärmsten aufwerfen könnte. Abgesehen davon, dass es bedeutend mehr als zehn Millionen sind, wenn man zu den Ausgaben für die Stiftung die Mittel für das Forschungsinstitut für Tropenkrankheiten und für die Medikamenten-Geschenke hinzu zählt, wie wär's mit 100 Millionen für Projektarbeit? Das würde zwar als PR-Massnahme richtig was hermachen, aber wahrscheinlich in der Dritten Welt vergleichsweise geringe positive Auswirkungen haben. Auf jeden Fall würde die Aufblähung der finanziellen Ressourcen den diskreten Charme der Stiftung zur Unkenntlichkeit verändern. So viel Geld müsste nämlich ganz anders verwaltet werden. Ein Kon-

² Walter Fust im Gespräch mit Al Imfeld

³ Monty Yudelman im Gespräch mit Al Imfeld

trollapparat würde über jede Tausendernote wachen, und die Projektauswahl geschähe in Gremien, deren Mitglieder nie den strengen Geruch in Leprastationen inhaliert und nie einem afrikanischen Kleinbauern in die Augen geschaut haben. Selbstverständlich könnte man mit Beispielen dagegen halten. Die Rockefeller Foundation (RF) verteilte 2003 aus den Erträgen ihres drei Milliarden-Dollar-Vermögens 173 Millionen Dollar. Aber ihre Aktivitäten sind nicht auf Entwicklungshilfe beschränkt. Dasselbe gilt auch für andere Gross-Stiftungen

– Shell, Volkswagen, Mitsubishi, Nippon. Sie alle fördern Dritte Welt-Projekte. Unter Anderem. Manchmal. Shell beschränkt sich auf Energieprobleme, Volkswagen fördert Forschung und Wissenschaft, Mitsubishi wirkt nur in und für Japan, und Nippon hat 20 Unterstiftungen, die vom Sport bis zum Maisanbau in Afrika weltweit ziemlich alles machen.

Tatsächlich ist die Novartis Stiftung für Nachhaltige Entwicklung bis heute die einzige von einem einzelnen Unternehmen finanzierte Institution, die ihre Hilfe auf die Dritte Welt konzentriert und dabei die Ärmsten besonders berücksichtigt. Und sie ist die einzige, die ihre Projekte ausschliesslich von Partnerorganisationen ausführen lässt, die sie wirklich als Partner, nicht als Auftragnehmer behandelt. Bislang waren vollzeitlich fünf Personen für die Stiftung und das Lepraprogramm tätig, eine für die Administration und vier für die Projektorganisation. Im Herbst 2004 kamen zwei neue Mitarbeitende dazu. Sie werden die Stiftungsarbeit in der gewohnten Art weiter führen: Nie denselben Fehler zweimal machen, aus Erfahrungen lernen und immer etwas Neues probieren. Denn Entwicklungspolitik muss sich in vieler Hinsicht auf neue Gegebenheiten einstellen. Zum Beispiel auf leere öffentliche Kassen und auf die damit verbundenen politischen Verteilungskämpfe. Zum Beispiel auf eine wachsende Lethar-

gie der Öffentlichkeit, die sich für Entwicklungszusammenarbeit allenfalls noch erwärmen lässt, wenn sie hört, dass damit vielleicht der Zustrom von Flüchtlingen eingedämmt werden kann. Und zum Beispiel auf eine zunehmend um sich greifende resignative Stimmung bei den Helfern selbst. Wer immer einmal tief in die Dritte-Welt-Szene eingetaucht ist, verliert leicht die Lust anzupacken. Wo soll man anfangen mit dieser Sisyphus-Arbeit? Was ist überhaupt zu erreichen? Gibt es noch neue Ansätze, Möglichkeiten, Konzepte?

Auch Gordon Conway, als Präsident der Rockefeller Foundation einer der wichtigsten Supporter der Dritte-Welt-Anliegen, ist überzeugt, dass sich die Entwicklungspolitik in einem fundamentalen Wandlungsprozess befindet. Die Globalisierung der Weltwirtschaft, sagte er im März 2004 an einer Tagung des Global Philantropy Forums, habe dazu geführt, dass die Staaten zwar weiterhin ihre Territorien kontrollierten, aber nicht die multinationalen Konzerne, die dort aktiv seien. Auch die weltweit, rund um die Uhr und in unbegrenzter Vielfalt frei verfügbaren Informationen forderten zum Überdenken der bisherigen Konzepte heraus. Ebenso die Tatsache, dass die USA als einzige Supermacht in der Lage und offensichtlich auch willens seien, ihre Interessen allein und überall durchzusetzen. Wer immer sich bemühe, den Armen auf der Welt beizustehen, gab Conway zu bedenken, müsse sich in diesen neuen Verhältnissen zurecht finden. Es sah dafür drei Möglichkeiten.

Die erste beruhe auf dem hierarchischen, in den letzten 60 Jahren bewährten System. Regierungen sind für ihr Land allein zuständig, die Wirtschaftstätigkeit untersteht nationaler Gesetzgebung und Hilfsorganisationen arbeiten im Auftrag oder mit Zustimmung der Regierung. Typisch für dieses Setting ist die kleine Zahl der Beteiligten – ein Geldgeber und eine Hilfsorganisation, die direkten Zugang zu den Empfängern hat. Dieses System, gab

Conway zu, habe sehr gute Ergebnisse hervor gebracht. Hierarchische Konzepte seien aber dem globalen System des Informationszeitalters nicht mehr gewachsen.

Der zweite Ansatz anerkenne die neuen Verhältnisse, wolle sich aber weiterhin auf einen einzigen Bereich der Hilfstätigkeit konzentrieren. Conway nannte diesen Ansatz anarchisch, um zu illustrieren, dass er Hunderte, wenn nicht Tausende von Mitspielern einschliesse. In jedem Entwicklungsland, erläuterte er seine

Überlegung, gebe es heute Dutzende von Entwicklungshilfe-Organisationen, die Hunderte, wenn nicht Tausende von Projekten unterstützten. Niemand koordiniere diese Aktivitäten. Stattdessen suchten nationale Entwicklungsagenturen, internationale Körperschaften, Privatunternehmen und NGOs nach Möglichkeiten, wohlütig einzugreifen – und zwar in der Art, die sie für richtig halten. Das nenne er Anarchie, sagte Conway, und sie funktioniere nicht besonders gut.

Als dritten Ansatz, der die Fehler der ersten beiden vermeidet, schlug der RF-Präsident Partnerschaften neuer Art vor. Sie sollen die Zivilgesellschaft mit dem öffentlichen und dem privaten Sektor verbünden. Alle drei Partner hätten ihre Nachteile: Wohlfahrtsverbände, die sich in erster Linie um die Armen kümmern, verfügten gewöhnlich über zu wenig Gewicht und zu wenig Geld. Die Regierungen seien oft langsam und ineffizient. Und die Marktwirtschaft fördere Ungleichheit statt sie zu beheben.

Richtig eingesetzt, legte Conway dar, seien diese Partnerschaften aber in der Lage, die Herausforderungen der globalisierten Welt anzunehmen. Die innovative Dynamik und das Gewicht privater Unternehmer, fand er, könnten die Langsamkeit von Bürokraten ausgleichen und das Engage-

ment der Wohlfahrtsorganisationen verstärken.

Conway, der seinen Posten auf Ende 2004 zur Verfügung stellte, schränkte allerdings ein, dass solche Partnerschaften von einer neutralen Instanz organisiert werden müssten. Die RF habe in zehn Jahren über ein Dutzend grosse Partnerschaften – im Gesundheitswesen, für die Landwirtschaft und für Stadtsanierung – organisiert. Aus dieser Erfahrung leitete der RF-Präsident Regeln ab, die für das Funktionieren unabdingbar seien. Zuerst müsse das Problem, das gelöst werden soll, eingehend studiert werden. Das Ziel einer Partnerschaft müsse handfest sein, indem zum Beispiel Zugang zu wichtigen und erschwinglichen Gütern oder Dienstleistungen ermöglicht werde. Die wirkliche Kontrolle über den Fortschritt eines Partnerschafts-Projekts müsste den armen Gemeinschaften überlassen bleiben, um sicher zu stellen, dass die divergierenden Ziele der Partner ausbalanciert würden. Partnerschaften, betonte Conway, müssten ausgehandelt werden. Gegenseitige Sympathie genüge nicht als Grundlage. Jeder müsse wissen, was von ihm erwartet werde und was er dafür erhalte. Das heisst: Partnerschaften dieser neuen Art beruhen nicht auf Wohltätigkeit: «Ein moralischer Ansatz kann uns zwar ein Problem klar machen, aber er kann uns zu unangemessenen Lösungen verleiten», warnte Conway. «In einer Welt erfolgreicher Partnerschaften haben wir zu akzeptieren, dass viele unserer Partner ihre eigenen Interessen verfolgen. Unsere Aufgabe ist es, diese Interessen auf ein gemeinsames Ziel hin zu bündeln.»

Auch Conway, der seit vielen Jahren ein geschätzter Gesprächspartner der Novartis Stiftung ist, betont, wie wichtig Innovation und Experimentierfreude bei der Lösung entwicklungspolitischer Probleme seien. Wer die jüngeren grossen Projekte der Novartis Stiftung betrachtet, sieht, wie

Conways neuer Ansatz konkret umgesetzt werden kann.

Die Frage ist nur: Ist auch die Mehrheit der Hilfswerke bereit mitzumachen? In Sinne der von Conway geforderten tripartiten Partnerschaften müsste es nämlich möglich sein, das bereits halbwegs entspannte Verhältnis zwischen NGOs, öffentlichen Hilfsagenturen und der Privatwirtschaft weiter zu verbessern. Die Deza hat im Lauf der Jahre gelernt, dass die Qualität ihrer Arbeit gewinnt, wenn sie sich die Erfahrungen der Hilfswerke ebenso zu Nutze macht wie die der Privaten. Denn Qualität ist auch in der Entwicklungshilfe keine Bekenntnisfrage, sondern eine Frage der besseren Argumente. Es ist gut, dass es nicht nur innerhalb der Unternehmen, sondern auch ausserhalb Instanzen gibt, die wachen Sinnes zuschauen und zuhören. Es ist gut, dass die Hilfswerke im Herbst 2004 das Thema des ungehinderten Kapitalverkehrs neu lanciert haben. Es ist gut, dass die Kritik an der Unverbindlichkeit des Global Compact nicht verstummt. Das zwingt die Unterzeichner herauszufinden, wie er verbindlich gemacht werden kann, um seine Wirkung erst recht zu entfalten. Das ist alles gut und wichtig, aber es genügt lange nicht.

Die Weltbevölkerung wird in den nächsten 50 Jahren um drei Milliarden Menschen wachsen – Afrika wird dann, trotz HIV/ Aids, Malaria und Tuberkulose, fast zwei Milliarden Menschen beherbergen. Die Grundbedürfnisse dieser Menschen auf unserem Nachbarkontinent zu befriedigen – Ernährung, Trinkwasser, Bildung, Gesundheitsdienstleistungen, Arbeitsplätze – wird die bedeutendste soziale Herausforderung der nächsten Generation sein. Die

Chancen, dass die Armut in vielen Ländern wachsen wird, sind sehr gross. Das verschärft nicht nur das Elend, sondern beschleunigt auch die Abwanderung der schmalen Schicht der Gutausgebildeten: Schon heute praktizieren mehr nigeriani-

sche Ärzte in New York und Washington als in Nigeria, mehr äthiopische Ärzte in Washington als in ganz Äthiopien, mehr Ärzte aus Bénin in Paris als in ihrem Heimatland. Und inzwischen folgen nicht nur Akademiker den materiellen und sozialen Verlockungen des Nordens. In den USA und Grossbritannien haben zum Beispiel Krankenschwestern und Hotel-Concierges aus Kenya beste Aufstiegschancen. Diese jungen Eliten wären für die Entwicklung der armen Länder aber von fundamentaler Bedeutung. Frantz Fanon hat das schon vor einem halben Jahrhundert gewusst, doch die Wenigsten wollten das hören. Auch Karl Marx und Friedrich Engels, vielleicht darf man daran erinnern, glaubten nie an die revolutionäre Kraft des Lumpenproletariats. Staatstragend können nur die Schichten sein, die etwas zu verteidigen haben und auf weiteren sozialen Aufstieg hoffen. Aus ihnen bilden sich die Mittelschichten, die politisch und wirtschaftlich Verantwortung tragen und durch ihre materiellen und immateriellen Ansprüche politische Stabilität, Rechtssicherheit und Prosperität ermöglichen. Es ist unabdingbar, dass sich die Entwicklungspolitik vermehrt dieser sozialen Aufsteiger annimmt. Wenn die Novartis Stiftung in Ifakara zusammen mit SolidarMed und unterstützt von der Deza die Ausbildung für Medizinal-Assistenten erweitern hilft und in einem neuen Kurszentrum attraktive Arbeitsplätze für gut ausgebildetes Personal und für die lokale Bevölkerung schafft, dann tut sie genau dies.

Kein Zweifel: Unter dem Einfluss der modernen Datentechnik, die Wissenschaftlern auf der ganzen Welt rund um die Uhr das ganze aktuelle Fachwissen zur Verfügung hält, ist die Modernisierungstheorie in abgewandelter Form wieder zeitgemäss. Die indische Regierung will in allen Dörfern Internetanschlüsse installieren. Das mag den Wissensbegierigen helfen, aber was ist mit den Elenden? Werden sie, wie einst Gunnar Myrdal vorschlug, zu So-

zialhilfeempfängern der internationalen Gemeinschaft?

Zum Glück ist inzwischen niemand mehr so naiv zu glauben, er kenne Rezepte für alle Probleme, welche die heute lebenden Generationen nicht lösen werden. Grösste Skepsis über die Zukunft dieses Planeten ist angebracht, Realismus über das unter optimalen Umständen Erreichbare auch, nicht aber der weit verbreitete modische Defätismus und Fatalismus, der uns Reiche von aller Verantwortung für die Armen entbinden will. Weil die Lage verzweifelt, aber nicht hoffnungslos ist, sollten die kleinlichen Grabenkrieglein um die einzig

wahre Entwicklungshilfe als überholter Luxus endlich beendet werden. Es gibt für alle genug zu tun. Dazu gehört, die intelligente Auseinandersetzung über strittige Themen zu führen und gleichzeitig Verbündete zu suchen, um wenigstens an einzelnen Orten für eine gerechtere Verteilung der Güter dieser Erde zu sorgen, den Ärmsten zu helfen, ihre Armut zu überwinden, die Aufsteiger zu fördern und die Elenden, die sich selbst nicht helfen können, zu stützen.

© Jürg Bürgi 2004